

Über die Hoffnung

IRENA VAIŠVILAITĖ

Meine Rede möchte ich mit folgender Bemerkung beginnen: Das Thema des diesjährigen Thomas-Mann-Festivals – „Heimat Europa“ – ist der Titel des 1959 im Exil in Paris herausgegebenen Buches über den heimischen Teil von Europa des in Litauen geborenen Dichters Czesław Miłosz, der auf Polnisch schrieb und den Großteil seines Lebens in den USA verbrachte. Dieses Jahr, in dem in Litauen und in Polen das Miłosz-Jahr begangen wird, bezeichnet auch den zwanzigsten Jahrestag der großen Umwandlungen in unserer und Miłosz's Heimat Europa.

Über seine Heimat Europa und – ihre historische und kulturelle Wirklichkeit – schrieb Miłosz wie über das untergegangene Atlantis. Den Einmarsch der sowjetischen Truppen in Vilnius im Juni 1940 beschrieb er folgendermaßen:

Der Sommer 1940 kam, und ich musste ein Zeuge von Litauens Ende sein. Das Ende des polnischen Staates war mit Feuer und Feuerbrunst gekommen, hier hörte man keinen Schuss. (Die deutschen Heere zogen damals gerade in Paris ein.) Im Kaffeehaus am Platz der Kathedrale betrachtete ich träge einen Sonnenstreifen auf dem Tischchen und sah hinter dem Fenster die geblühten Kleider der vorübergehenden Frauen; [...] Ein plötzliches Eisengerassel auf der Straße weckte meine und aller anderen Neugier. Die Leute standen von den Tischen auf und schauten wie versteinert auf -die großen staubigen

Tanks, aus deren Türmchen Sowjetoffiziere freundlich winkend grüßten. Um das nicht einfach als einen Militärdurchmarsch aufzufassen, sondern darin das Faktum einer Okkupation zu erkennen, bedurfte es tatsächlich einer Anstrengung. So ist es immer, wenn schönes Wetter, Zeitungen und Blumen in Kiosken, ein Hündchen, das an einer Linde Pipi macht, uns nicht glauben lassen, dass fern von hier befasste Beschlüsse uns kaum bekannter Politiker unser gewohntes Leben stören können. Für einen nicht eingeweihten Betrachter war an diesem Tag nichts geschehen. [...] Ich ging an den Fluss, setzte mich auf eine Bank und schaute den sonnengebräunten Jungen in den Kajaks zu, den kreisenden Rädern des winzigen Dampferchens, den bunten Booten, in denen man hinten steht und die man mit einem langen Ruder vorwärts stößt. Die Stadt tat mir leid, denn ich kannte hier jeden Stein, es taten mir leid alle Wege, Wälder, Seen, Dörfer dieses Landes, die in eine Mühle hingeworfen wurden, welche nicht nur Menschen, sondern auch Landschaften zu Mus zermahlte. [...] Das Sandstück von dem Elektrizitätswerk, wo die Kinder mit ihren Angelruten standen, die Flusströmung, der Himmel liessen mich ganz einfach empfinden, dass dies alles nie wieder so sein würde wie einst.“

Der amerikanische Historiker Timothy Snyder, der neulich dieses „nie wieder so sein“ nüchtern und erschütternd beschrieben hat, gab seinem Buch, in dem es um denselben Teil Europas wie bei Miłosz geht, den Titel „Bloodlands“ – „Blutländer“. In der relativ kurzen Zeit nach dem von Miłosz geschilderten Einmarsch der sowjetischen Truppen in Vilnius wurden in Polen, Litauen, Weißrussland und in der Ukraine Millionen Menschen getötet. Millionen fielen im Krieg. Weitere Millionen waren gezwungen, ihre Heimatorte zu verlassen und in die Fremde zu gehen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in diesem Teil Europas die Grenzen mancher Staaten verschoben, andere sogar ganz getilgt. Litauen, dessen Staatsbürger Miłosz war, gehörte zu den Ländern, die nicht nur hinter den Eisernen Vorhang, sondern auch hinter die im wörtlichen Sinne eiserne Grenze der UdSSR gerieten, auf die kontinentübergreifende Fläche, die auf Landkarten mit Rot markiert wurde.

Gerade in diesem Jahr, zu Miłosz's Jubiläum, wird daran erinnert, wie sein Buch über die Heimat Europa das von den Landkarten getilgte Heimatland Litauen erreichte und wie es gelesen wurde.

Der in Paris herausgegebene Band *Rodzinna Europa* – West und östliches Gelände – wurde nach Vilnius innerhalb von anderthalb Jahren seitenweise in Päckchen und Briefen von einer außerordentlichen Exillitauerin (Ona Šimaitė) verschickt. Wieder zusammengesetzt und neu gebunden ging das Buch von Hand zu Hand. Von einem bekannten Historiker bekam dieses Buch auch ein junger litauischer Dichter – später ebenso Emigrant und Freund von Miłosz – Tomas Venclova zu lesen. Er erinnert sich, das Buch auf einer Bank an dem Fluss Neris gelesen zu haben und erläuterte das folgendermaßen:

Ich bekam das Buch. Ging zur Neris, setzte mich auf eine Bank und begann zu lesen. Die Lektüre fesselte mich, dann erreichte ich die Stelle, wo Miłosz im Cafe sitzt und sowjetische Panzer vorbeifahren. [...]. Das klingt jetzt viel zu literarisch, aber, mein Ehrenwort, es ging tatsächlich genau so zu, wahrscheinlich war das einer der höchst symbolischen Augenblicke; die ich in meinem Leben wahrnehmen durfte. Ich dachte mir: die haben uns doch nicht zermahlen und werden uns wohl nicht zermahlen. Und dass es dein Buch gibt, und ich es an demselben Ort lese, vielleicht gar auf derselben Bank, ist eine gute Gewähr dafür, dass die Hoffnung nirgendwo verschwunden ist. [...]

Man könnte sich fragen – was für eine Hoffnung denn? Worauf konnte man in Vilnius in den 60ern, nur ein paar Jahre nach den blutigen Ereignissen in Ungarn, hoffen? War etwa der aufkommende Prager Frühling ein Grund für die Hoffnung? Nun wissen wir, wie dieser endete, wir wissen auch, dass nach diesem Frühling zu Miłosz und zu diesen Intellektuellen um die unter polnischsprachigen sehr einflussreiche Zeitschrift *Kultura*, auch Stimmen der politisch Verfolgten aus der Tschechoslowakei dazukamen.

Was bezeugten sie? Das, was höchstwahrscheinlich auch Tomas Venclova meinte: der eiserne Vorhang konnte nicht den einen Teil Europas völlig von dem anderen trennen, er konnte nicht das Leben im Europa der gemeinsamen Werte untersagen.

Die Bürger des gemeinsamen Europas, des Europas der geistigen Werte gab es in jedem kommunistischen Land. Für sie war Europa eine ersehnte Alternative zu ihrer Umgebung. Ihr Europa war der Raum und die Realität der Freiheit, der Menschheit, des Rechtes und der Kultur – das war eben ihre Heimat Europa. Diese Realität war geistig, aber auch geographisch

zugleich. Für die Dissidenten der kommunistischen Länder erstreckte sich das Europa ihrer Ideale nicht nur in ihren der Zensur unzugänglichen Köpfen und Herzen, sondern auch westlich vom Eisernen Vorhang. Man kann also behaupten, dass die Hoffnung in diesem Teil Europas auch eine geographische Definition besaß – sie befand sich im Westen.

An dieser Stelle wäre ein Hinweis angebracht, dass wir nicht nur von der geistigen Geographie der Intellektuellen reden. Jede Menge, wenn nicht die Mehrheit der Bewohner dieser Region, verband ihre Hoffnungen auf ein besseres, menschlicheres Leben mit dem Westen. Dazu sollte man bloß all die Versuche abrufen, die westlichen Grenzen der kommunistischen Länder zu überqueren.

Das von Miłosz beschriebene „West und östliches Gelände“ hatte mit Osteuropa wenig gemeinsam. Seit der Aufklärungszeit bezeichnete dieser Begriff das minderwertige – in Hinsicht auf die französische oder deutsche Zivilisation – Europa, das in einem unbestimmten Raum zwischen Russland und Preußen lag. Dieser Raum interessierte den Westen nicht besonders, er galt nicht wirklich als Europa, und die Etablierung des Kommunismus innerhalb der in Jalta gesetzten Grenzen brachte eine neue, eben schärfere Kontroverse zwischen Osteuropa und Europa. Wegen dieser Kontroverse wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf dieser Seite des Eisernen Vorhangs der Begriff „Mitteleuropa“ als Selbstbezeichnung wieder belebt. Dieses Mitteleuropa des kommunistischen Zeitalters war anders definiert als das Mitteleuropa in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und bedeutete nicht nur den Einflussbereich der deutschen Kultur oder deutscher Politik und Wirtschaft in Europa. Miłosz kann als Begründer dieses neuen Begriffes gelten, gleich nach ihm folgte Milan Kundera. Nun bezeichnet man diese Region mit den Begriffen Mitteleuropa, Zentraleuropa oder Mittel- und Osteuropa.

Das Bildnis des Heimatlandes von Miłosz stimmte kaum mit dem in Westen negierten Image Osteuropas überein – vielleicht deswegen bieten Übersetzungen des Buches in westeuropäische Sprachen ganz spannende Interpretationen des Titels: vom „anderen Europa“ (*l'autre Europe*) in romanischen Übersetzungen bis zum „heimischen Raum“ (*native real*) im Englischen oder aber dem „West und östlichem Gelände“ auf Deutsch. Miłosz formulierte nicht die geographische Hoffnung, sondern die Hoffnung der Identität – dass der Westen Europas irgendwann den europäischen Osten

akzeptiere – dass heißt, Westeuropa wird es nicht nur als minderwertige und daher inadäquate Fassung seiner selbst sehen und wahrnehmen, sondern als eine Form und Gattung des für alle gemeinsamen „heimischen“ Europas.

Diese Hoffnung eines denkbaren Dialogs und Verstehens, dass Europa ein Zuhause für alle Europäer sein kann, wurde in den letzten zwanzig Jahren immer greifbarer. Es ist jedoch bekannt, dass dieser Weg nicht leicht ist.

Es ist ziemlich einfach, einen gewissen politischen Rahmen abzuzeichnen – die Erweiterung der Europäischen Union nach Osten verschafft ziemlich rasch, auch wenn mit Übergangsperioden und eventuellen Einschränkungen, einen Raum, in dem sich alle ihre Mitglieder frei bewegen können. Auch wenn man jetzt auflisten könnte, wo es immer noch eine Aufteilung in ein Europa der zwei Geschwindigkeiten gibt, und vermuten könnte, dass diese Aufteilung noch lange unser Alltag sein wird, entstehen dennoch Ansätze des Dialogs zwischen unterschiedlichen Teilen Europas. Gerade in den letzten Jahren werden die Koordinaten West-Ost als Räume der unterschiedlichen Werte und Zivilisationen immer öfter durch die Koordinaten Nord-Süd ersetzt, die nicht nur erlauben, die kulturellen und historischen Unterschiede der Regionen klarer zu sehen, sondern auch deren Gemeinsamkeiten.

Andererseits erscheinen gerade in den letzten Jahrzehnten diverse Untersuchungen und Studien zur Geschichte und Gegenwart der Region. Die Untersuchungen stellen fest, dass es diese Region tatsächlich gibt und, natürlich, dass sie ihre Eigenschaften hat. Wohl eins der spannendsten Ergebnisse ist der nun von historischen Untersuchungen der Region erfasste Deutsche Orden. Auf dieser Weise wird die Region nicht nur als Objekt der deutschen Eroberungen oder der Herrschaft verstanden, sondern auch als ein Faktor in der deutschen Geschichte. Dass Deutschland ein Teil Mitteleuropas ist, wird von der neuesten Geschichte Ostdeutschlands, auch im wieder vereinigten Deutschland, noch deutlicher gezeigt.

Jedoch die Sichtweisen der Region selbst und des „gesamten Europas“ auf die östliche Grenze der Region unterscheiden sich immer noch erheblich. Die wiederhergestellte Unabhängigkeit der baltischen Länder, das Auseinanderfallen der Sowjetunion sowie die Gründung der unabhängigen Staaten Weißrussland, Ukraine und Moldau machten zum ersten Mal das bisher lediglich theoretisch erläuterte Recht der Völker dieser Region auf

ihre Souveränität ganz offensichtlich. Die Mitgliedschaft Litauens, Polens, Lettlands und Estlands in der EU und NATO etablierte dieses Recht. Die Souveränität dieser Länder ist völlig anerkannt. Das kann man aber über andere Völker der Region nicht sagen. Weiterhin offen bleibt auch die Frage der Einflusszonen im post-sowjetischen Raum. Die Bestrebung Russlands – übrigens, erfolgreich umgesetzt – die Ukraine, Moldau und Weißrussland in seinem politischen und wirtschaftlichen Raum zu erhalten, stimmt fast überein mit der Sicht der großen Player der EU, diese Länder als nicht Europa zugehörig zu betrachten. Anderer Meinung sind die neuen Mitgliedstaaten der Europäischen Union und der skandinavischen Länder, dank derer wir ein neues, bisher aber nicht einwandfrei funktionierendes Programm „der östlichen Nachbarschaft“ haben. Kaum jemand würde sich jedoch ernsthaft über reale EU-Mitgliedschaften der erwähnten Länder in der absehbaren Zukunft äußern.

Wichtig ist also nicht nur die politische Anerkennung der Länder der Region. Nicht weniger bedeutsam ist die Anerkennung ihrer nationalen, kulturellen und religiösen Souveränität. Diese Anerkennung würde die Gelegenheit bieten, ihre spezifische, jedoch unabstreitbare Europäizität wahrzunehmen.

Auf diesem Gebiet haben wir noch einen langen Weg vor uns, erschwert – ja, tatsächlich erschwert – durch die gemeinsame Geschichte der Länder dieser Region. Wie sind diese historische Gemeinsamkeit und die gegenwärtige Besonderheit unter ein Dach zu bringen? Wie kann aus der unterschiedlichen Betrachtung der Vergangenheit ein gegenseitiges Verstehen erwachsen? Wie kann man die griechische und die lateinische Traditionen, die in der Region eine Konkurrenz füreinander waren und immer noch sind, sowie ihre meistens historisch bedingte Sicht aufeinander abstimmen? Wie sind die unterschiedlichen Schicksale der verschiedenen Völker in diversen multinationalen Staaten der Region zu interpretieren?

In der letzten Zeit ist in der Region ziemlich oft von der Gedächtnispolitik die Rede, deren Ziel wäre, das zu fördern, was die Nachbarn verbindet, und das zu schwächen, was sie trennt.

Man hat leicht reden. Die politisch korrekten Mittel können sich ganz einfach in Zensur verwandeln, die das Feindliche aus dem öffentlichen Raum verdrängt, aber nicht aus der Alltagskultur eliminiert. Dadurch wird der Weg für diverse Radikale frei, die dann den öffentlichen Raum als

politische Gestalten betreten können. Diese politischen Gestalten können marginal bleiben, sie können jedoch auch an Kraft zunehmen. Es ist wohl kein Zufall, dass eine entstehende Nationalismuswelle in der Region zu beobachten ist, die sich nun auch im politischen Leben manifestiert.

Gerade in dieser Region waren und sind immer noch, ganz deutlich und ganz politisiert, diverse Volkstheorien im Gebrauch. Miłosz bemerkte trefflich, dass eine der Eigenschaften der Region die gleichzeitige Existenz von Erscheinungen aus verschiedenen historischen Zeitaltern sei. Dies gilt auch für Völkertheorien, die zu unterschiedlichen Zeiten entstanden. Hier und jetzt kann man in der Region eine messianistische, evolutionäre oder dekonstruktivistische Sichtweise auf die Natur eines Volkes entdecken.

Die messianistische Betrachtung war typisch für das 19. Jahrhundert, für sie sind Völker fast übernatürliche oder auch tatsächlich übernatürliche Erscheinungen. Aus dieser Sicht beteiligen sich Völker direkt am Heil der Menschheit oder haben zumindest ihre historische Mission.

Die evolutionäre Ansicht, die ebenfalls aus dem 19. Jahrhundert stammt, betrachtet Völker als Kreationen der Natur und der Geschichte, die um ihr Erhalten kämpfen. Obwohl gerade diese Betrachtung ziemlich weitreichende Konsequenzen im letzten Jahrhundert hatte, wird sie in der letzten Zeit in den Neumitglieder der EU als ein Ausdruck der EU-Feindlichkeit wieder belebt. Nun werden nicht andere Völker, sondern die EU als eine Bedrohung für das Volk und seine Mission gesehen, die die Existenz eines Volkes einschränken oder gar ihren Untergang fördern.

Die dekonstruktivistische Sicht ist ein radikaler Gegensatz zu diesen Theorien und Haltungen, sie betrachtet das Volk als ein Konstrukt, das von Ideologen des nationalen Erwachens aus dem Nichts erschaffen wurde. Aus dieser Sicht haben moderne Völker keine Geschichte, daher machen auch die Überlegungen über ihre Vergangenheit keinen Sinn. Die Litauer, die Weißrussen, die Slowaken oder die Letten sind ein Produkt der neuen Zeit; ihre Identität ist durch das Funktionieren des Nationalstaates entwickelt worden. Diese Sicht kann als Mittel gegen den Nationalismus wirken, jedoch ist offensichtlich, dass sie die Geschichte vereinfacht. Wie auch immer, Litauer oder Tschechen gab es bestimmt auch vor dem 19. Jahrhundert. Vielleicht waren sie nicht so, wie die gegenwärtigen, aber deswegen würde man doch keinesfalls behaupten, dass sie nichts miteinander zu tun haben. Allerdings, aus der Sicht der Dekonstruktion ist ein Umstand

ziemlich günstig: nämlich der die Geschichte der vielen erwähnten Völker relativ spät geschrieben wurde und dass diese Völker in der allgemeinen europäischen Geschichte so gut wie nicht vorkommen. Also ist das Abstimmen der einzelnen Nationalgeschichten, damit sie in der gemeinsamen Geschichte erscheinen können, einer der wichtigen Vorgänge in der Emanzipierung der Region. Hier kann ich nur ein weiteres Mal daran erinnern, dass diese Abstimmungen eine gegenseitige Akzeptanz ihrer Souveränität von den Nationen der Region verlangt, sowie die Suche nach Formen, wie man die Historiographien aufeinander abstimmen kann. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um einen mechanischen Vorgang. Er verlangt Kommunikation, Dialog und Weisheit. Er ist aber möglich, wenn die Region tatsächlich zur Heimat Europa wird – und zwar für alle, die sie bewohnen.

Auf eine gewisse Weise sollte das Selbstbewusstsein der Region, ihre Identität, ähnlich wie die einzelnen Seiten des Miłoszs Bandes, zusammengebunden werden, damit diese für alle verständlich wird.

Wie kann das gehen? Wie kann der Traum einer eher kleinen Gruppe von Intellektuellen wahr werden? Und, vor allem, kann der Traum denn überhaupt wahr werden?

Er kann weder von der Europäischen Kommission, noch von dem Europäischen Parlament realisiert werden, obwohl ihr Beitrag zweifellos notwendig, gar unentbehrlich ist. Das können nur Menschen vollbringen – nicht einer und auch nicht einige Menschen aus der Politik, auch nicht einige Historiker oder Kulturmenschen, und dieser Beitrag hängt damit zusammen, wie wir alle eine sehr wichtige Frage beantworten – was ist denn Europa?

Zum Schluss möchte ich mich an ein gut zwanzig Jahre altes Ereignis erinnern. Zu Weihnachten 1989 strahlte das litauische Fernsehen eine zu damaliger Zeit ziemlich rare Sendung aus – eine Diskussion. Eingeladen war auch der Philosoph Arvydas Šliogeris. Es ging um das Zeitgeschehen – über die Bewegung des nationalen Wiedererwachens, über die Wende und die Erwartungen – also, um die Zukunft. Damals war die Zukunft ein sehr frequentiertes Gesprächsthema.

Am Ende dieser Sendung, als der Moderator bat, jeweils einen Schlusssatz zu sagen, zitierte der Philosoph, der eigentlich weder für seine Religiosität, noch für seinen Optimismus bekannt war, ganz überraschend den Ersten Brief des Paulus an die Korinther; „Nun aber bleiben Glaube,

Hoffnung, Liebe – diese drei; am größten aber von diesen ist die Liebe“. Und fügte hinzu: „Ich würde aber sagen, dass am größten von diesen dreien die Hoffnung ist“.

Damals war ich empört – vielleicht, weil ich zwanzig Jahre jünger war und für mich nichts mit der Liebe vergleichbar war, vielleicht aber, weil mir so eine Korrektur des Apostels Paulus zu arrogant erschien. Ich habe niemals dem Philosophen von meiner Reaktion erzählt, möchte mich aber jetzt doch bei ihm entschuldigen, denn viel später, eigentlich – erst vor kurzem, wurde mir klar, dass er nicht von theologischen Tugenden sprach, sondern darüber, dass die Zukunft größer ist, als wir sie uns vorstellen oder zu planen vermögen. Jedoch beim Rückblick auf diese zwanzig Jahre, die man damals, 1989, nicht einmal erahnen konnte, sind Spuren der Hoffnung ganz deutlich.

Die Hoffnung blickt, wie wir wissen, über den Horizont, glaubt an das Udenkbare, sie strebt danach, was unerreichbar zu sein scheint. Die Hoffnung kann eigentlich keine geographische Lage haben, aber sie inspiriert und stärkt Menschen, reinigt ihre Handlungen. Ohne die Hoffnung könnten wir kaum leben, und wenn wir das könnten, wäre das kaum ein Leben.

Bei den Gedanken über die Heimat Europa, ähnlich wie der junge Dichter, der damals, zu wesentlich schwierigeren Zeiten, am Ufer der Neris das Buch eines anderen Dichters las, können wir sagen: „Es gibt dein Buch, und ich lese es an demselben Ort, vielleicht gar auf derselben Bank, das ist eine gute Gewähr, dass die Hoffnung nirgendwo verschwunden ist.“

Gehalten am 12. Juli 2011

Übersetzung von Kristina Sprindžiūnaitė

IRENA VAIŠVILAITĖ ist Kirchenhistorikerin, Diplomatin, war Beraterin des litauischen Präsidenten Valdas Adamkus und Prorektorin der Europäischen humanitären Universität. 1979 absolvierte sie ein Studium der Kunstgeschichte an der Lomonossow-Universität in Moskau, darauf folgte 1984 die Promotion. 1998 absolvierte sie ein Studium der Kirchengeschichte an der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom mit anschließender Promotion. 1991–1998 war sie als Redakteurin beim Radio Vatikan und 2001–2004 beim Radio Freies Europa tätig. 2008–2012 wirkte sie als stellvertretende Rektorin an der Europäischen humanitären Universität in Vilnius. 2012 wurde sie zur Botschafterin der Republik Litauen beim Heiligen Stuhl ernannt.